

Die Schandmauer

Vor 40 Jahren ließen Ulbricht und Chruschtschow die Mauer bauen – Symbol der deutschen Teilung. Zehntausende versuchten das SED-Bollwerk zu überwinden, Hunderte ließen dabei ihr Leben. Wollten die Alliierten die Mauer nicht verhindern? Geheimdienst Dokumente belegen: Der Westen wusste rechtzeitig Bescheid.



Bau der Mauer
in Berlin-Neukölln

JUNG / ULLSTEIN BILDERDIENST

Die Stimmung auf der Gartenparty von Walter Ulbricht war prächtig. Die Augustsonne strahlte vom Himmel, und nach dem Kaffee schlenderten die Funktionäre über die Wiese hinter dem Haus zu den Birken am Großen Döllensee. Partei- und Staatschef Ulbricht hatte eigens den sowjetischen Lustspielfilm „Rette sich, wer kann!“ besorgen lassen; seine Gäste sollten sich nicht langweilen. Doch die DDR-Minister, Staatssekretäre und Vorsitzenden der Blockparteien plauderten lieber. Nur wenige hatten bei der Anfahrt die Panzer und Soldaten in den Wäldern gesehen.

Die Gäste wussten, dass Ulbricht die Wochenenden oft in dem mehrstöckigen Feri-

enhaus mit dem Walmdach verbrachte; Hitlers Protegé Hermann Göring hatte das Gebäude einst für seinen Leibjäger nördlich von Berlin errichten lassen. Etwas merkwürdig mutete die Besucher allerdings Ulbrichts betonte Heiterkeit an. Der asketische, arbeitswütige Sachse, der jeden Morgen um sechs Uhr Frühsport trieb und gern Rohkost mit Eiern aß, dozierte auch nach Feierabend am liebsten über den Aufbau des Sozialismus. Doch an diesem Nachmittag scherzte der Diktator mit der Fistelstimme so charmant, als sei er auf einer Feier zum internationalen Frauentag.

Volkskammerpräsident Johannes Dieckmann von der pseudoliberalen Blockpartei

LDPD wurde schließlich unruhig und wandte sich an den groß gewachsenen Alfred Neumann, den damaligen Kronprinzen Ulbrichts: „Sagen Sie einmal, Neumann, warum sind wir heute am Döllensee?“ Neumann, langjähriger Vertrauensmann des sowjetischen militärischen Geheimdienstes GRU, log: „Ich habe keine Ahnung.“

Es war gegen 22 Uhr; das Geschirr vom Abendbrot war bereits abgedeckt, als Ulbricht seine Gäste plötzlich in einen Nebenraum bat: „Wir machen jetzt noch eine kleine Sitzung.“

Ulbricht war der mächtigste Kommunist, den Deutschland je hervorbrachte; er hat-



STONE / GETTY IMAGES (1); ULLSTEIN BILDDIENST (2)

Verbündete Chruschtschow*, Ulbricht (1961)
„Beeil dich nicht so“

te Lenin noch persönlich erlebt und mit Stalin verkehrt. Nun wollte er, dass der Ministerrat, die offizielle, aber machtlose Regierung der DDR, sein streng geheimes Vorhaben absegnete: den Bau der Berliner Mauer.

Eine Diskussion war nicht vorgesehen: „Ich lasse sie nicht weg, bis die Aktion beendet ist“, hatte Ulbricht tags zuvor dem sowjetischen Botschafter Michail Perwuchin angekündigt, „sicher ist sicher.“

Seit Jahren ließ Ulbricht die deutsch-deutsche Grenze zwischen Ostsee und Bayerischem Wald mit Stacheldraht ausbauen und ab 1960 auch Stockminen verlegen. Grenzpolizisten durften auf Flüchtlinge notfalls ohne Warnschuss feuern. Trotzdem flohen die Ostdeutschen zu Hunderttausenden in den Westen – die meisten über Berlin.

An den Grenzübergängen zwischen Ost-Berlin und den Westsektoren, etwa am Potsdamer Platz oder an der Bernauer Straße, kontrollierten die Posten nur sporadisch; mit einer S-Bahn-Karte für 20 Pfennig konnten Fluchtwillige wie der spätere Außenminister Hans-Dietrich Genscher einfach in den Westteil der Stadt fahren und von dort in die Bundesrepublik ausfliegen. West-Berlin, schimpfte Ulbricht, sei „ein Paradies der Menschenhändler, Spione, Diversanten, eine Eiterbeule, die junge Menschen systematisch durch Filme verseucht, die Mord und andere Schwerverbrechen lehren“.

Seinen Gästen am Döllnsee verkündete Ulbricht, dass in einigen Stunden, am 13. August 1961 um 1 Uhr morgens, die Operation „Rose“, wie die Stasi es nannte, beginnen werde: die Abriegelung West-Berlins. „Alle einverstanden?“, fragte der SED-Chef rhetorisch in die Runde. Ulbrichts Gäste schwiegen und nickten.

10 680 Tage, bis zum 9. November 1989, sorgte die Berliner Mauer dafür, dass die

* In der Uno-Vollversammlung am 13. Oktober 1960.



Flüchtender DDR-Soldat Schumann
„Wir guckten ziemlich dämlich“



Konfrontation am Checkpoint Charlie*: „Keiner unserer Panzer sollte aus Versehen zu weit fahren“

BPK

Menschen in Ostdeutschland dem real existierenden Sozialismus der SED nicht entkommen konnten. Die Mauer rettete die Existenz der DDR. „Wir mussten die offene Wunde West-Berlin schließen“, rechtfertigte sich Ulbricht in vertrauter Runde, „ich weiß, wie man mich dafür hasst, aber ich musste das auf mich nehmen, für den Sozialismus.“

165,7 Kilometer Betonmauer und Metallgitterzaun, bewehrt mit Wachtürmen, Panzersperren und Hundelaufanlagen, trennten schließlich die Berliner und damit alle Deutschen. Die Mauer riss Geschwister, Liebende und Freunde auseinander. An der extra eingerichteten Kontrollhalle neben dem Ost-Berliner Bahnhof Friedrichstraße, über den West-Berliner und Westdeutsche zum Besuch ein- und ausreisen durften, spielten sich Tag für Tag ergreifende Szenen ab. Die Berliner taufte das gläserne Gebäude „Tränenpalast“.

Im Westen wurde die Berliner Mauer zur grausigen Weltensensation, die Touristen anzog wie das Charlottenburger Schloss oder

der Wannsee. Nie zuvor hatte eine Regierung ihr Volk einfach eingesperrt, um es einem gesellschaftspolitischen Experiment zu unterziehen. Von hohen Holzplattformen aus schauten die Besucher über den Stacheldraht hinweg „nach drüben“, argwöhnisch beobachtet von den Grenzern mit dem Schießbefehl. Die Berliner Mauer – Symbol politischen Staatsbankrotts.

Die Fotos, die vom Westen an der Mauer aufgenommen wurden, diskreditierten die SED für immer: Der Maurer Peter Fechter verblutet im Todesstreifen, nachdem Grenzer den Fliehenden angeschossen haben; eine Frau stürzt sich in der Bernauer Straße aus dem Fenster in das Sprungtuch der Feuerwehr. Das Haus steht im Osten, der Bürgersteig gehört zum Westen. Mit Taschentüchern winkten tränenüberströmte Berliner in Ost und West einander zu, während Bauarbeiter die Mauer immer höher ziehen.

Im Osten brachte das mörderische Bollwerk eine ganze Generation um die Wahl

zwischen Bundesrepublik und DDR. Mindestens 230 Menschen kamen bei dem Versuch ums Leben, die Berliner Mauer zu überwinden; wie viele insgesamt starben, weil sie die DDR verlassen wollten, ist bis heute ungeklärt. Die Experten Bernd Eisenfeld und Roger Engelmann rechnen mit etwa 950 Toten**. Sie ertranken in der Ostsee oder im Schwarzen Meer, traten auf Minen oder wurden von Selbstschussanlagen getötet. Das letzte Opfer, Frank M., der über das schon freie Polen flüchten wollte, wurde Anfang November 1989 aus der Oder gezogen (siehe Seite 74).

Während des Kalten Krieges war die Mauer das umstrittenste Bauwerk Deutschlands. Die SED bejubelte sie als „antifaschistischen Schutzwall“, der den Frieden bewahrte; für den Westen war sie die Schandmauer. Wie es zu der Entscheidung kam, die Grenze abzuriegeln, blieb dabei weitgehend im Dunkeln. Sprach Ulbricht die Wahrheit, als er in der berühmten Pressekonferenz am 15. Juni auf eine Frage der Journalistin Annamaria Doherr („Frankfurter Rundschau“) erklärte: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten“? Oder drängte er in Moskau auf den Bau des tödlichen Bauwerks, wie ost-

SED-Chef Walter Ulbricht: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten“

* Am 27. Oktober 1961.

** Bernd Eisenfeld, Roger Engelmann: „Mauerbau“. Edition Temmen, Bremen; 119 Seiten; 19,90 Mark.



Chruschtschow, Kennedy*: „Wir wollen keinen Krieg“

europäische Diplomaten gern durchblicken ließen? Oder hat vielmehr Kreml-Chef Nikita Chruschtschow den Mauerbau angeordnet?

Der Westen reagierte auf den 13. August 1961 mit lauen Protesten, und sofort stellten sich böse Fragen: Was wussten die westlichen Nachrichtendienste vorab von den östlichen Plänen? Gab es gar ein geheimes Einverständnis zwischen Chruschtschow und dem US-Präsidenten John F. Kennedy, wie damals der Verleger Axel Springer mutmaßte und Sahara Wagenknecht von der Kommunistischen Plattform der PDS heute behauptet?

Elf Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges sind inzwischen Hunderte Dokumente in den Archiven der Weltmächte und auch der ehemaligen DDR zugänglich geworden: Briefwechsel zwischen Chruschtschow und Ulbricht, Berichte der sowjetischen Botschaft in Ost-Berlin nach Moskau, Aufzeichnungen von den Gipfeln der Warschauer-Pakt-Staaten, Protokolle des amerikanisch-sowjetischen Gipfels 1961 in Wien, Absprachen zwischen ostdeutschen und sowjetischen Militärs, Terminkalender Ulbrichts. Unterlagen, die als vernichtet galten, sind wieder aufgetaucht. Nach Ulbrichts Tod 1973 hatte sich Nachfolger Erich Honecker Listen der Dokumente aus dem Nachlass des Verstorbenen vorlegen lassen. Er ordnete an, einen Teil in Archiven aufzubewahren; vieles sollte geschreddert werden. Doch die Archivare mochten manche Kartons mit Briefen, Notizen und Anweisungen nicht in den Reißwolf geben; die Papiere sind jetzt im Berliner Bundesarchiv einsehbar.

Selbst die Dienste in Ost und West haben manche Vorlage freigegeben, vor allem jene Prognosen, die sich als zutreffend erwiesen. Einige der Papiere zum Mauerbau konnte der SPIEGEL nun zum ersten Mal auswerten. Auch Zeitzeugen wie Ulbrichts Dolmetscher Werner Eberlein und der sowjetische Diplomat Julij Kwizinski erzählen heute bereitwillig von den dramatischen Augenblicken, in denen sich das

Schicksal einer ganzen Generation entschied.

Damals, Anfang der sechziger Jahre, war die Weltlage hoch brisant, Berlin die Frontstadt des Kalten Krieges; Dutzende Geheimdienste bespitzelten und sabotierten einander. Im Berliner Umland lieferten sich die westlichen Militärmissionen mit den Vopos und den Sowjets wilde Verfolgungsfahrten, die gelegentlich mit Schlägereien und manchmal auch mit Toten endeten. Hochgerüstet standen Briten,

Amerikaner, Franzosen und Sowjets einander in der alten Reichshauptstadt gegenüber. Jedes Missverständnis konnte einen Nuklearkrieg auslösen.

Die Alliierten waren am Ende alle froh, dass sie am Dritten Weltkrieg vorbeischlidderten; den Preis dafür zahlten die Ostdeutschen. Noch weitere 28 Jahre mussten sie die SED-Diktatur ertragen.

Die Flucht aus dem sowjetisch besetzten Teil Deutschlands hatte gleich nach der Kapitulation 1945 begonnen. Bis zum Mauerbau 1961 setzten sich 2,7 Millionen Ostdeutsche in den Westen ab, im Durchschnitt an jedem Tag ein mittelgroßes Dorf.

Der SED war die Massenflucht zunächst ganz lieb. „Uns erschien es vorteilhaft“, erinnert sich Fritz Schenk, der damalige Büroleiter der DDR-Planungschefs Bruno Leuschner, „wenn frühere Unternehmer die DDR verließen; man hatte keine Beschäftigung für sie.“ Die Volkspolizei gab bereitwillig die Visa aus, mit denen Ost-

deutsche zu Besuchen in den Westen fahren durften – und meist dort blieben.

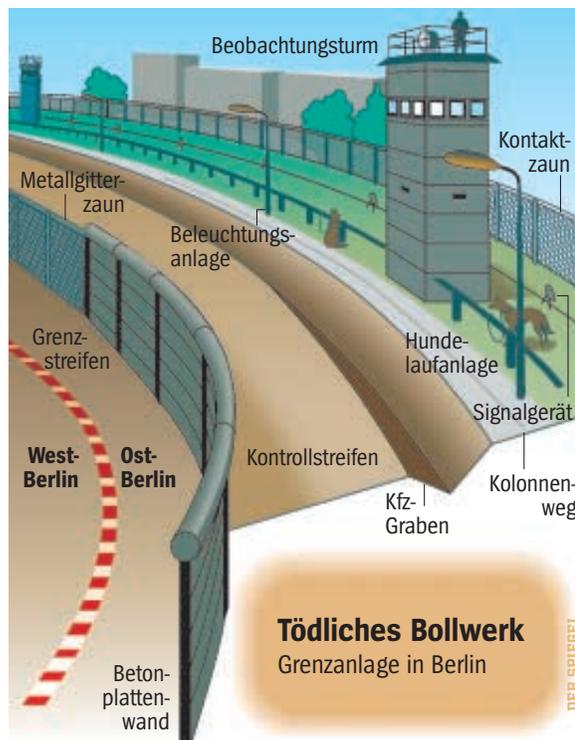
Entgegen Ulbrichts Erwartungen versiegte der Flüchtlingsstrom jedoch nicht. Vor allem junge Leute und Akademiker setzten sich ab, die DDR drohte ein greiser Arbeiter-und-Bauern-Staat zu werden. Doch allein mit Proletariern ihrer Generation wollten der Tischler Walter Ulbricht, Jahrgang 1893, der Buchdrucker Otto Grotewohl, Jahrgang 1894, und der Tischler Wilhelm Pieck, Jahrgang 1876, den Sozialismus lieber nicht aufbauen.

1957 schloss die SED weitgehend die innerdeutsche Grenze; Reisevisa wurden kaum noch ausgestellt. Wer die DDR ohne Erlaubnis verließ, beging „Republikflucht“; darauf standen bis zu drei Jahre Gefängnis. Den Bleibewilligen versprach Ulbricht wenig später vollmundig, den Lebensstandard in der Bundesrepublik werde man bis 1961 „ein- und überholen“. „Wieso wollt ihr den Kapitalismus überholen“, frozelten die Berliner, „wenn er vor dem Abgrund steht?“

Chruschtschow verfolgte die Entwicklung in der DDR besonders aufmerksam. Der Stalin-Nachfolger kannte Ulbricht seit 1942. Damals hatten die beiden sich an der Front vor Stalingrad kennen gelernt. Chruschtschow organisierte die Verteidigung der Stadt mit; Ulbricht, der die Nazi-Zeit im Moskauer Exil verbrachte, suchte Wehrmachtssoldaten mit Flugblättern und Lautsprecherappellen zum Überlaufen zu bewegen. Besonders sympathisch waren sich der spontane, humorvolle Bergarbeitersohn aus der Ukraine und der misstrauische, berechnende Apparatschik aus Leipzig nie. Doch Chruschtschow glaubte, „die Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus“ werde in der DDR ausgetragen; der ostdeutsche Staat müsse deshalb zum „Schaufenster des Sozialismus“ werden.

Fast jede Woche ließen sich die Diplomaten der sowjetischen Botschaft in ihrem düsteren Sandsteinbau an der Prachtstraße Unter den Linden von den deutschen Genossen über den Flüchtlingsstrom informieren. Im Sommer 1958 hatten die Sowjets genug. „Angesichts der Tatsache, dass die Flucht der Intelligenz eine besonders kritische Phase erreicht hat“, notierte der damalige ZK-Abteilungsleiter und spätere Gorbatschow-Förderer Jurij Andropow, „müssen wir mit dem Genossen Ulbricht sprechen.“ Der Vermerk liegt heute im Russischen Staatsarchiv für Zeitgeschichte in Moskau.

Mindestens zweimal trafen Ulbricht und Chruschtschow in



Tödliches Bollwerk
Grenzanlage in Berlin

DER SPIEGEL

* Am 3. Juni 1961 im Musikzimmer der US-Botschaft in Wien.

jenem Jahr zusammen. Neben den beiden Parteichefs war nur ein Dolmetscher dabei; in Moskau Wiktor Belezki, in Berlin Werner Eberlein, dessen Vater einst die KPD mit gegründet hatte und im Gulag umkam. Über den Inhalt der Gespräche sagen beide Ähnliches aus. „Walter, du musst eines begreifen“, erinnerte sich 1992 Belezki an Chruschtschows Worte, „bei offenen Grenzen können wir mit dem Kapitalismus nicht konkurrieren.“ Ulbrichts Reaktion schildern die Dolmetscher gleich: Er war „völlig damit einverstanden“. Schon Anfang der fünfziger Jahre hatte die SED die Abriegelung West-Berlins in Moskau vorgeschlagen, vergebens.

„Die Führer der USA sind nicht solche Idioten, die um Berlin kämpfen“

Chruschtschow hielt es 1958 für möglich, Briten, Franzosen und Amerikaner aus West-Berlin zu vertreiben – und so das Flüchtlingsproblem zu erledigen. Die sowjetischen Streitkräfte hatten im Jahr zuvor ihre erste

Interkontinentalrakete erfolgreich getestet. „Die Führer der USA“, folgerte Chruschtschow, „sind nicht solche Idioten, die um Berlin kämpfen.“

Im November 1958 forderte er den Westen zu Verhandlungen über eine „Freie Stadt“ West-Berlin binnen sechs Monaten auf. Andernfalls würde er der DDR in einem Friedensvertrag alle Berlin-Rechte übertragen. Ulbricht sollte die Kontrolle über den Verkehr zwischen West-Berlin und der Bundesrepublik übernehmen; ostdeutsche Republikflüchtlinge wären aus West-Berlin nicht mehr herauskommen.

Unter den Ostdeutschen sorgte Chruschtschows Ultimatum für Torschlusspanik. Ulbricht fand den Schritt gut. Doch als das Ultimatum verstrich und nichts geschah, da fing der SED-Chef an zu drängeln. Als ob der Viermächte-Status bereits nicht mehr existierte, schikanierten ostdeutsche Grenzposten einen US-Diplomaten am Brandenburger Tor und lösten damit eine ostdeutsch-sowjetische Krise aus. „Beeil dich nicht so“, hatte Chruschtschow seinen deutschen Konfrater schon zuvor gemahnt und ihn an die glanzvolle Zukunft des Sozialismus erinnert. Es gehe darum, Zeit zu gewinnen: „Und was geschieht in dieser Zeit? Sie werden schwächer, und wir werden stärker sein.“

Ulbricht war ein raffinierter Apparatschik, der listenreich und ergeben die Säuberungen Stalins überstanden hatte. Historiker trauen ihm zu, ein Anschwellen des Flüchtlingsstroms provoziert zu haben, um Chruschtschow unter Druck zu setzen. Ulbricht verschärfte im Frühjahr 1960 ohne erkennbaren Grund die Kollektivierung der Landwirtschaft. 199188 Menschen kehrten der ostdeutschen Republik 1960



Angeschossener Fechter



Bergung durch DDR-Grenzer



Abtransport des Flüchtlings

Mauer-Opfer Fechter 1962

Symbol des politischen Bankrotts

den Rücken; davon entkamen 152 291 über die offene Grenze nach West-Berlin.

17. Oktober 1960

Am 17. Oktober 1960 berichtete die sowjetische Botschaft in Berlin, dass „unsere Freunde“ über eine „Schließung der Sek-

torengrenze“ diskutierten. Chruschtschow stellte eine Woche später grundsätzlich klar: Ulbricht möge bitte „keine Maßnahmen durchführen, die die Lage an der Grenze zu West-Berlin verändern“. In den USA standen Wahlen an. Chruschtschow wollte abwarten, wie sich das Verhältnis zu dem neuen Präsidenten entwickelte.

Für Ulbricht war schon Anfang 1961 die Schließung der Grenze nur noch eine Terminfrage, wie der damalige Kulturfunktionär Hans Bentzien nach der Wende berichtete. Der junge Greifswalder (Wahl-spruch: „Die Kultur soll bliehn, darum wählt Bentzien“) begann am 23. Februar 1961 seinen Dienst als Kulturminister in dem umgebauten Barockpalais am Berliner Molkenmarkt. Noch am selben Nachmittag musste der gelernte Lehrer mit den buschigen Augenbrauen zu Ulbricht kommen. Bentzien dachte, er würde eine Einweisung in sein Amt erhalten, stattdessen nahm er an einer Plansitzung zur Abriegelung der Grenze teil.

Chefplaner Leuschner jammerte, es gebe nicht genug Stacheldraht. Verkehrsminister Erwin Kramer, der schon im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte, legte Entwürfe für die Fahrpläne der geteilten Stadt vor. Ulbricht sprach das Schlusswort: „Der Termin ist abhängig vom Ergebnis eines Treffens zwischen Genossen Chruschtschow und Kennedy.“

29. März 1961

Was danach im sowjetischen Imperium geschah, erzählte Jahre später der tschechoslowakische General Jan Šejna, der in den Westen floh. Am 29. März um 9 Uhr trafen sich Chruschtschow und Ulbricht mit den osteuropäischen Parteiführern im Kreml.

Šejna zufolge zog Ulbricht richtig vom Leder: Die Monopolkapitalisten würden skrupellos die besten Produktivkräfte abwerben. Auf die Frage der Genossen, was man dagegen tun könne, soll Ulbricht „eine rigorose Abschneidung West-Berlins“ gefordert haben, „mit Posten unserer Grenzorgane, mit Barrieren, vielleicht auch mit Stacheldrahtzäunen“.

Die osteuropäischen Alliierten waren laut Šejna entsetzt. Die einen fürchteten Krieg mit dem Westen, die anderen sorgten sich um das Ansehen des sozialistischen Lagers, wenn mitten durch die Stadt ein Stacheldrahtzaun verlief. Chruschtschow hat angeblich am Abend abstimmen lassen: 5: 1 gegen Ulbricht, Chruschtschow soll sich enthalten haben.

Dolmetscher Eberlein ist einer der letzten Überlebenden des Ostblockgipfels. Er erinnert sich noch mit Schaudern an die Unterkunft der DDR-Delegation auf den Leninbergen in Moskau. Das Grundstück war von einer meterhohen Mauer umgeben. Trat man aus dem Haus, so Eberlein, „sah man immer nur diese Mauer“.

An einen Vorstoß seines Chefs zur Abgrenzung West-Berlins kann Eberlein sich

nicht erinnern; das Redeprotokoll Ulbrichts, das inzwischen im Berliner Bundesarchiv liegt, stützt seine Version. Von Stacheldraht ist dort keine Rede, Ulbricht jammerte nur über das „große Loch inmitten unserer Republik“; gemeint war West-Berlin.

19. Mai 1961

Am 19. Mai meldete Botschafter Perwuchin nach Moskau: „Die Freunde möchten jetzt jene Kontrolle über die Grenze zwischen dem demokratischen Berlin und West-Berlin etablieren, die es ihnen, wie sie sagen, ermöglichen würde, das ‚Tor zum Westen‘ zu schließen, die Republikflucht der Bevölkerung einzudämmen und den Einfluss der Wirtschaftsverschöpfung gegen die DDR ... zu schwächen.“ Außenminister Andrej Gromyko gab den Bericht an das Archiv des sowjetischen Außenministeriums weiter, wo ihn die Historikerin Hope Harrison fand.

3. Juni 1961

Kreml-Chef Chruschtschow war ein impulsiver Mann. In einer Sitzung der Unovollversammlung trommelte er aus Protest

mit seinem Schuh auf den Tisch vor sich. Bei einem DDR-Aufenthalt versuchte er, auf der Herrentoilette den Wasserhahn abzuschrauben; er wollte ein ähnliches Modell in der Sowjetunion fertigen lassen.

Als er Kennedy am 3. Juni 1961 in dem in Grau und Rot gehaltenen Musikzimmer der amerikanischen Botschaft in Wien traf, lief er sogleich „Amok“, wie Kennedy nach dem Treffen erzählte. Der intellektuelle Kennedy, der sich als Student in Harvard mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges beschäftigt hatte, wollte eines verhindern: einen „Krieg aus Versehen“, insbesondere einen nuklearen.

Chruschtschow stellte am nächsten Tag seinem Gegenüber ein neues Berlin-Ultimatum. Kennedy: „Ich möchte fragen, ob Ihre Worte bedeuten, dass unser Zugang nach West-Berlin gesperrt wird?“ „Sie haben richtig verstanden, Herr Präsident“, antwortete Chruschtschow. Dann, so Kennedy, „werden wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen“. Chruschtschow: „Wir wollen keinen Krieg, wenn Sie ihn uns aber aufzwingen, wird es einen geben.“ Ken-

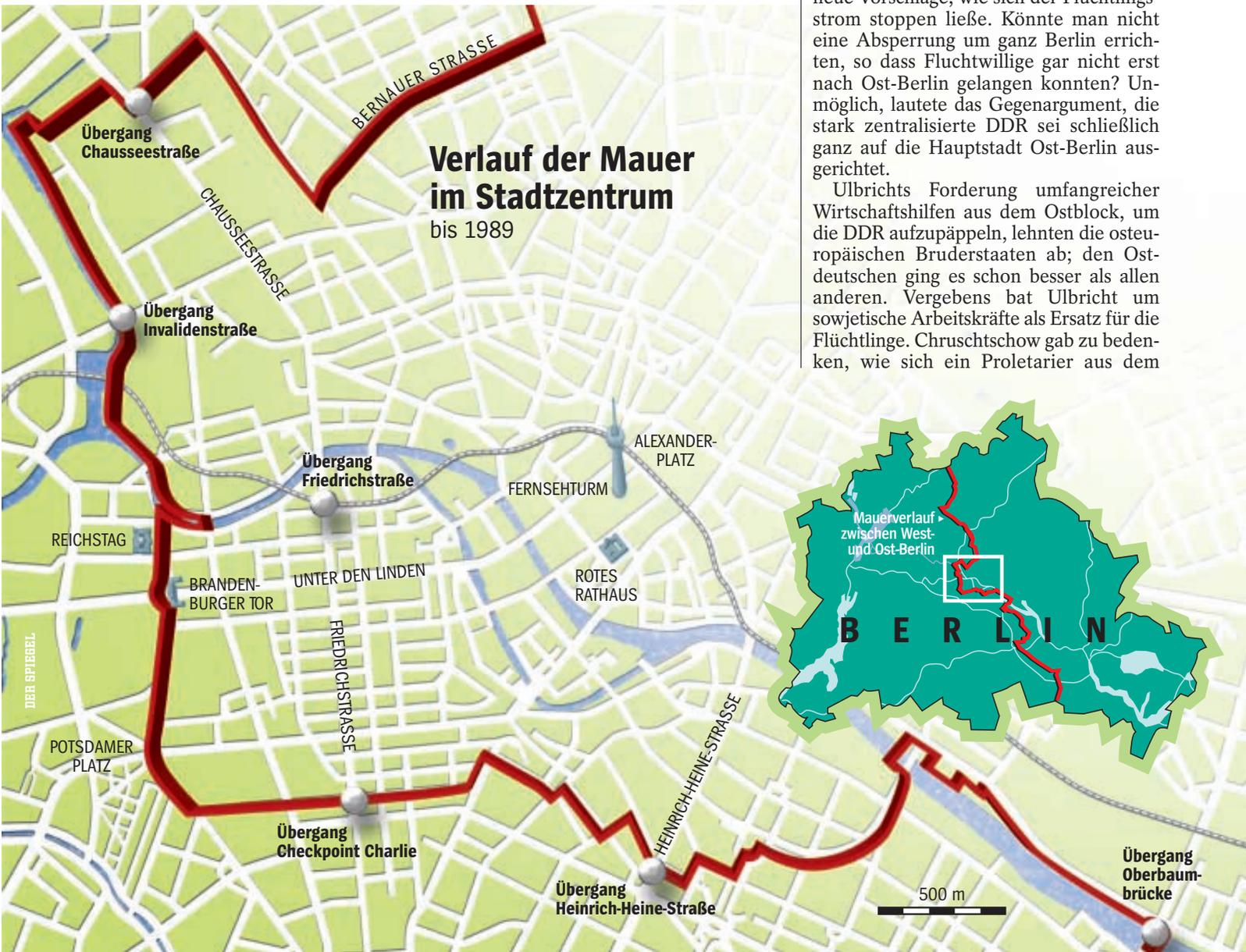
nedy: „Es scheint einen kalten Winter zu geben in diesem Jahr.“

Am Abend vergnügte sich Chruschtschow auf einem Empfang. Er tanzte, sang und spielte Schlagzeug. „Ist das immer so?“, fragte Kennedy verstört seinen Moskauer Botschafter. Antwort: „Mehr oder minder.“

In Wien gewann der junge US-Präsident den Eindruck, Chruschtschow unterschätze ihn. „Solange der glaubt, ich habe keine Erfahrung und kein Rückgrat, werden wir mit ihm kein Stück weiterkommen“, erklärte Kennedy einem Journalisten. Ende Juli verkündete er ein gigantisches Aufrüstungsprogramm. West-Berlin war für Chruschtschow nur noch durch einen Krieg zu haben, den er nicht wollte. Für das Abdichten des Fluchtlochs mussten er und Ulbricht sich eine andere Lösung einfallen lassen.

Noch im Juni 1961 lud der SED-Chef Botschafter Perwuchin zum Essen an den Döllnsee ein. Ulbricht prophezeite an jenem Tag „den Zusammenbruch“ der DDR, wenn die Grenze offen bliebe. In Moskau, aber auch in Ost-Berlin entwarfen Diplomaten und Funktionäre damals immer neue Vorschläge, wie sich der Flüchtlingsstrom stoppen ließe. Könnte man nicht eine Absperrung um ganz Berlin errichten, so dass Fluchtwillige gar nicht erst nach Ost-Berlin gelangen konnten? Unmöglich, lautete das Gegenargument, die stark zentralisierte DDR sei schließlich ganz auf die Hauptstadt Ost-Berlin ausgerichtet.

Ulbrichts Forderung umfangreicher Wirtschaftshilfen aus dem Ostblock, um die DDR aufzupäppeln, lehnten die osteuropäischen Bruderstaaten ab; den Ostdeutschen ging es schon besser als allen anderen. Vergebens bat Ulbricht um sowjetische Arbeitskräfte als Ersatz für die Flüchtlinge. Chruschtschow gab zu bedenken, wie sich ein Proletarier aus dem



Gerechtigkeit für Egon K.?

Der letzte Staatsratsvorsitzende der DDR, Egon Krenz, rühmt sich, die Mauer ohne Blutvergießen geöffnet zu haben – doch kaum einer glaubt ihm.

Am Ende reicht es selbst im vormaligen Leib- und Magenblatt nur noch zur kleinen Form. Bescheiden und auf engstem Raum, aber an Details verwirrend überladen, veröffentlicht im Juni dieses Jahres das einstige Zentralorgan „Neues Deutschland“ einen Leserbrief des letzten Staats- und Parteichefs der DDR. Unterschrift: Egon Krenz, Justizvollzugsanstalt Plötzensee.

Der Ex-SED-Generalsekretär, der nach seiner Verurteilung zu sechseinhalb Jahren Haft in einem Berliner Gefängnis als Freigänger geführt wird, nimmt da zur Kritik am PDS-Spitzenfunktionär Peter Porsch Stellung. Er bestärkt ihn in seiner Deutung, der Mauerbau 1961 habe dem Frieden gedient.

Auf gerade mal 34 Druckzeilen analysiert der „ND“-Leser Krenz die damalige Weltlage. Mit Willy Brandt und Egon Bahr nennt er nicht nur zwei Schlüsselfiguren aus der AltBRD, die das angeblich genauso bewerteten, wie er es sieht. Der ehemals oberste Einheitssozialist führt außerdem den US-Präsidenten John F. Kennedy und selbst dessen Kollegen, den als ignorant geltenden Ronald Reagan, ins Feld.

Alle, so sein Fazit, hätten zwischen Propaganda und Politik sehr wohl zu unterscheiden gewusst. Es sei folglich „grotesk“, heute für globale Entwicklungen der Nachkriegszeit lediglich die kleine und abhängige DDR anzuprangern.

Es geht Krenz wieder mal um Krenz und seinen Platz in der Geschichte. Als Walter Ulbricht den berüchtigten „antifaschistischen Schutzwall“ auftürmen ließ, machte der Sohn eines Schneiders aus Hinterpommern erst noch bei der FDJ Karriere. Umso nachdrücklicher möchte er seine Rolle gewürdigt wissen, die er während der traumhaften Tage des Zusammenbruchs dieses Bauwerks gespielt haben will – aber kaum einer glaubt ihm.

Ganz im Gegenteil: Seit im März der in Straßburg ansässige Europäische Ge-

richtshof für Menschenrechte den Schuldspruch bestätigte, ist der Fall erledigt. Dass der Musterschüler des Erich Honecker den an Mauer und Stacheldraht praktizierten Schießbefehl mitsamt seiner Konsequenzen unmittelbar zu verantworten hat, behauptet nun nicht mehr bloß die von ihm heftig angegriffene „bundesrepublikanische Siegerjustiz“.

Juristisch sind damit alle Möglichkeiten ausgeschöpft, doch einen Typus von der Unbeirrbarkeit des Egon Krenz scheint das kaum zu erschüttern. Er habe „ein Urteil bekommen, aber kein

nem maroden SED-Politbüro nach den ersten großen Montagsdemonstrationen wenigstens für einige Wochen zum Dreh- und Angelpunkt. Und dass er da eine womöglich folgenschwere Schießerei scheute, lässt sich jedenfalls nicht bestreiten.

Er habe aus Bammel vor der Volkswut die Truppen in den Kasernen gelassen, mutmaßen vorgebliche Kenner der Krenzschon Psyche, während er selbst sein eindrucksvolles Verantwortungsbewusstsein lobt. Der kurzfristige SED-Generalsekretär probte – wie er zumindest behauptet – mit dem Großen Bruder Michail Gorbatschow das „neue Denken“.

Einmal Gefolgsmann, immer Gefolgsmann. Allen, die deshalb mit heiler Haut davonkamen, dürfte es egal sein, welche Motive den gewendeten DDR-Staatschef leiteten, als er auf ein deutsches Tiananmen verzichtete. Können sich nicht auch Menschen, denen in wichtigen Augenblicken die vorher stolz geschwellte Brust schrumpft, objektiv historische Verdienste erwerben?

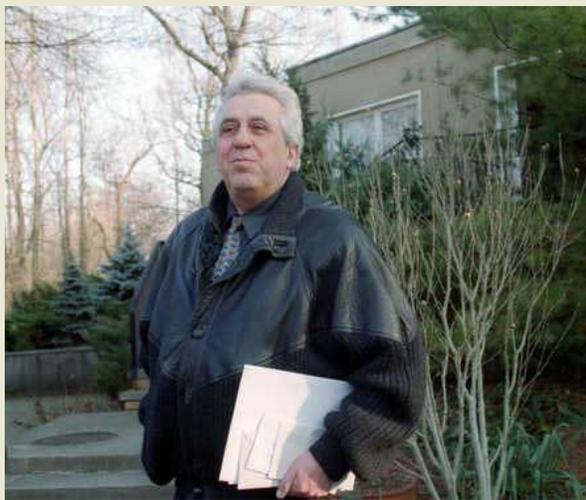
Manches spricht dafür, dass dem bulligen, zunehmend schrulligen und manchmal ziemlich naiven Egon K., der sich gern als „Kind der DDR“ empfand, kaum in allen Belangen Gerechtigkeit widerfuhr.

Wenn er darauf beharrt, es habe als Folge des Kalten Krieges und der Teilung der Welt in zwei Blöcke auf östlicher Seite keine wirkliche Alternative zum herrschenden Zwangssystem gegeben, ist das gewiss nicht nur eine Lebenslüge.

Geschichtsklitterung aber wäre, wenn er sich einbildete, den Fall der Mauer angestrebt zu haben.

Die zu schleifen, gab es in den turbulenten Tagen vor dem 9. November 1989 weder bei Freund Gorbi noch bei Krenz einen Gedanken. Beide kamen zu spät – und was dann daraus folgte, hatte der Mann aus Moskau ja schon einige Wochen vorher mit einer inzwischen berühmten Spruchweisheit prophezeit.

HANS-JOACHIM NOACK



JORG BERGMANN / BERLINER VERLAG

Freigänger Krenz
Einmal Gefolgsmann, immer Gefolgsmann

Recht“, kritisierte er die einhellige Entscheidung der letzten Instanz und arbeitet wieder wie eh und je an seinem Selbstbild als Retter.

Sollen die Gerichte, die er vom langen Arm einer skrupellos eingesetzten Berliner Machtpolitik beeinflusst glaubt, ihre Sichtweisen pflegen – der so genannte Diplom-Gesellschaftswissenschaftler aus Pankow hält stoisch an seiner Wahrheit fest: Wenn sich der waffenklirrende Arbeiter- und Bauernstaat anno '89 aus der Geschichte verabschiedete, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, sei das nicht zuletzt ihm zu danken.

Alles nur Gerede? Immerhin avancierte der Vorsitzende des Nationalen Verteidigungsrats, Egon Krenz, in sei-

Vaterland aller Werktätigen dabei wohl fühlen würde: „Er hat den Krieg gewonnen, und nun muss er eure Toiletten putzen. Wir können das nicht machen.“

Viele Flüchtlinge, das wusste Ulbricht, flohen aus politischen, nicht aus wirtschaftlichen Gründen. Die nahe liegende Schlussfolgerung eines sanften Sozialismus mochte Ulbricht nicht ziehen. „Der da hinten kann sich alles leisten“, lästerte er über Tauwetter-Experimente Chruschtschows, „ich aber sitze im Schützengraben. Welcher Soldat im Schützengraben zündet sich eine Zigarette an?“

Am 4. Juli schrieb Botschafter Perwuchin an Außenminister Gromyko, es gebe nur zwei Möglichkeiten: Entweder schließe man die Sektorengrenze, oder die DDR müsse den Zugriff auf den gesamten Verkehr zwischen West-Berlin und der Bundesrepublik bekommen, insbesondere auf den Flugverkehr. Die Maschinen von Pan-Am, British European Airways und Air France flogen damals durch drei alliierte Korridore von den Flughäfen Tempelhof und Tegel aus. Perwuchin wollte die West-Berliner zwingen, nur noch DDR-Flughäfen zu nutzen oder ostdeutschen Grenzpolitisten das Recht einräumen, in Tegel und Tempelhof die Reisenden zu kontrollieren. DDR-Flüchtlinge hätten West-Berlin nicht mehr verlassen können.

6. Juli 1961

An den 6. Juli erinnert sich Sowjetdiplomats Kwizinski genau. Perwuchin rief ihn zu sich: „Wir haben ein Ja aus Moskau!“ Kwizinski bekam den Auftrag, Ulbricht sofort ausfindig zu machen; er fand ihn in der Volkskammer.

Mit einer dunklen Sil-Limousine rasten die beiden Diplomaten in die nahe Luisenstraße. Er habe eine Nachricht von Chruschtschow, erklärte Perwuchin dem SED-Chef, die Grenze dürfe geschlossen werden. Ulbricht, so Kwizinski, „nickte mit dem Kopf und bat, Chruschtschow seinen Dank zu übermitteln“.

Ulbricht und Perwuchin mochten sich nicht, heimlich sammelte der Deutsche Material gegen den Wirtschaftsexperten, der einst unter Stalin als Hoffnungsträger gegolten hatte. Doch jetzt hielten sie zusammen. „Wenn etwas schief geht“, warnte Perwuchin, „reißt man uns beiden den Kopf ab.“

Die Koordination der Vorbereitungen übertrug Ulbricht dem jun-



Flucht in der Bernauer Straße*: Sprung in die Freiheit

gen Sekretär für Sicherheitsfragen Erich Honecker. Der gebürtige Saarländer hatte das besondere Vertrauen des SED-Obersten. Honecker hatte zu ihm gehalten, als das Politbüro Ulbricht während des Aufstands vom 17. Juni 1953 absetzen wollte.

Honecker musste sich eng mit den Sowjets abstimmen. Kwizinski übersetzte die Berichte, in denen die deutschen Genossen über die Trennung der U-Bahn oder der Stromversorgung berichteten. Anschließend schickte Kwizinski die Dokumente mit dem Kurier nach Moskau. Funken kam nicht in Frage; das Geheimnis der Grenzabriegelung sollte gewahrt bleiben.

Ein großes Problem war der Mangel an Stacheldraht. Über 100 Tonnen karren

Lastwagen von der innerdeutschen Grenze zunächst quer durch die ostdeutsche Republik, um die westlichen Geheimdienste zu täuschen, ehe sie ihre Fracht im Umland Berlins deponierten. Nach einer Aktennotiz aus der Abteilung Honeckers im Bundesarchiv fehlten allerdings kurz vor dem Mauerbau 300 Tonnen. Woher diese dann kamen, ist ungeklärt.

Dolmetscher Eberlein erinnert sich, dass die Metalldornen grundsätzlich über Rumänien importiert wurden; Diplomat Kwizinski meint, 1961 seien die Rollen mit dem stählernden Flechtwerk von der deutsch-polnischen Grenze angekart worden. Die westdeutsche „Fachvereinigung Draht“ beteuerte nach dem Mauerbau, die Unternehmen ihres Verbandes hätten nicht geliefert.

25. Juli 1961

Für die fluchtwilligen Ostdeutschen lief die Zeit nun ab. Am 25. Juli, das belegt ein bislang unbekannter Vermerk, befahl Generalleutnant Grigorij Ariko, Stabschef der sowjetischen Streitkräfte in der DDR, dass „die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Zusammenarbeit mit

dem Ministerium des Innern einen Plan zur Sicherung der Sektorengrenzen erarbeitet“. Polizisten und Betriebskampfgruppen sollten die Grenzübergänge sperren, die Nationale Volksarmee (NVA) dahinter sollte größere Durchbrüche verhindern. Divisionen der 20. sowjetischen Gardarmee sollten die Amerikaner von einem Eingreifen abhalten.

Besonders raffiniert: Agitatoren der SED hatten sich an der Grenze unter Schaulustige zu mischen und kleine Debatten zu provozieren. Der Deutsche, erläuterte Kwizinski später das Kalkül, sei „bekanntlich nicht abgeneigt, über alles Mögliche zu diskutieren“. Die vielen kleinen Diskussionsrunden sollten die Ostdeutschen von Großdemonstrationen abhalten.

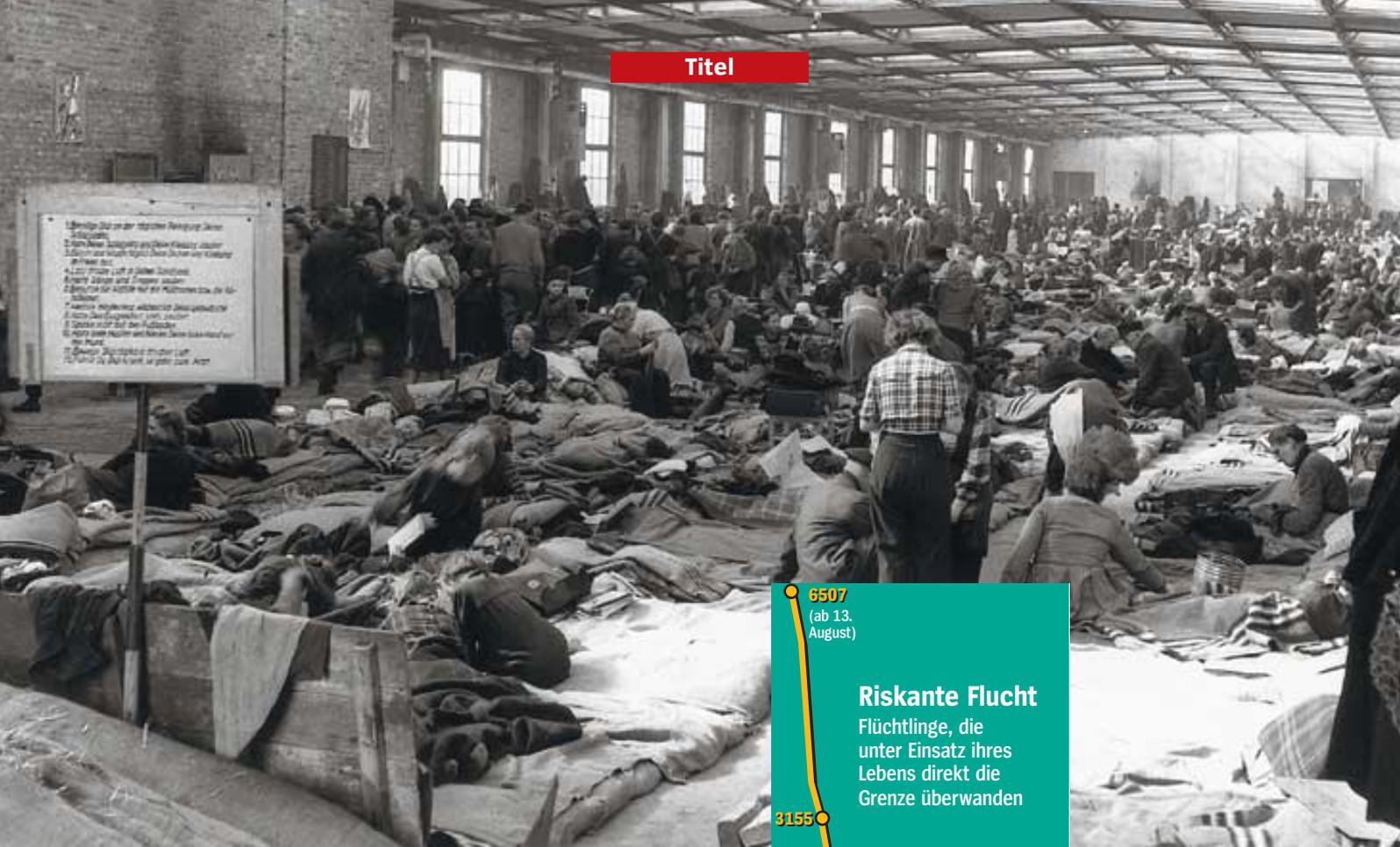
Spätestens am Dienstag, dem 8. August, so Ariko, hätten die Pläne fertig zu sein. Ulbricht wollte unbedingt an einem Sonntag losschlagen. Der SED-Chef rechnete damit, dass bei Sommerwetter die Berliner ins Grüne führen; ein Protest würde geringer ausfallen. Der folgende Sonntag war der 13. August 1961.

Der kräftige Oberstleutnant Horst Skerra, der einst als Zuschläger im Braunkohlebergbau gearbeitet hatte, wurde Ende Juli zu seinem Vorgesetzten gerufen. Er solle sich sofort mit einigen Offizieren in das Schloss Wilkendorf bei Strausberg begeben. Als die Truppe im Autobus ankam, fiel den Offizieren



Mauer-Organisator Honecker (r.): „Marschiert!“

* Oben: im September 1961; unten: beim Kontrollgang während des Mauerbaus.



Notaufnahmelager in West-Berlin (1953): „Loch inmitten unserer Republik“

auf, wie stark das Gebäude bewacht war. Fast alle Fernmeldeverbindungen wurden sofort gekappt. Niemand sollte ohne Erlaubnis telefonieren können. Dann machten sich die Soldaten ans Werk. „Wir haben damals für den X-Tag“ geplant, erinnert sich Skerra heute. „Das Datum war uns nicht bekannt.“

4. August 1961

Skerra war der Einzige aus der Gruppe, der am 1. August mit zu Chruschtschow nach Moskau fliegen durfte. Ulbricht und Chruschtschow wollten dort die osteuropäischen Verbündeten auf Linie bringen. Ingeheim hoffte Ulbricht wohl noch, Zugriff auf den Verkehr zwischen West-Berlin und der Bundesrepublik zu bekommen. Doch der Kreml-Chef raubte dem Deutschen gleich bei der Begrüßung alle Hoffnungen. Mit der Abriegelung der Grenze sei er einverstanden, „aber keinen Millimeter weiter“.

Über die geplante Grenzabriegelung wurde auch unter den Genossen nur unter größter Geheimhaltung gesprochen. Ulbricht ließ wohl deshalb die Passage seiner Rede am 4. August, in der eine Sperrung der Grenze erwähnt wurde, hinterher aus dem offiziellen Protokoll entfernen, das erst kürzlich in Moskau gefunden wurde.

Seine Delegation hielt Ulbricht streng unter Kontrolle. „Wir kamen nie zusammen“, erzählt Dolmetscher Eberlein, „nur jeweils einzeln ging man zu Ulbricht ins Zimmer und verständigte sich mit ihm, so

dass Ulbricht der Einzige war, der den Gesamtüberblick besaß.“

Besonders misstrauisch waren Deutsche und Sowjets gegenüber den Polen und den Ungarn. Dabei sprudelten viele Informationen aus der SED. Etwa 60 ostdeutsche Funktionäre und Militärs, schätzt der Historiker Armin Wagner vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Potsdam, waren eingeweiht.

6. August 1961

Am 6. August bekam die CIA von einem Arzt aus der Umgebung Berlins einen Tipp. Der SED-Mann hatte in einem Parteiausschuss davon gehört, dass „drastische Maßnahmen“ zur Abriegelung West-Berlins am nächsten Wochenende vorgesehen seien. Mehrere sowjetische und ostdeutsche Divisionen sollten eingesetzt werden. Auch amerikanische Diplomaten wiesen früh auf die geplante Schließung der Grenzen hin.

Die Franzosen erfuhren von ihrem besten Agenten in Ost-Berlin, einem Zahnarzt, dass die DDR einen großen Schlag gegen West-Berlin plane. Der Mediziner hatte es von seinen Patienten aus der SED-Prominenz erfahren. „Sie wollen Absperrungen mitten durch Berlin bauen“, unterrichtete er seinen französischen Führungsoffizier.

Der Bundesnachrichtendienst (BND) war ebenfalls informiert. Das belegen bis-



lang unbekannt interne Recherchen, die der Dienst in den achtziger Jahren für sich anstellte. Mitte Juli sagte eine Quelle des BND voraus: „Die Fluchtbewegung innerhalb der SBZ-Bevöl-

kerung wird die SED in Kürze zu rigorosen Maßnahmen veranlassen ...“ Einige Tage später erfuhr der BND, dass ein „SED-Spitzenfunktionär“ von Plänen zur Abriegelung West-Berlins berichtet hatte. Diese lägen „seit langem ausgearbeitet vor“. Für die Ausführung dieser Pläne gäben die Sowjets „jedoch keine Erlaubnis“.

Der BND-Auswerter notierte: „Es kann durchaus damit gerechnet werden, dass sich die SED-Führung intensiv darum bemüht, die Einwilligung Moskaus für das Inkraftsetzen wirksamer Sperrmaßnahmen zu erwirken.“

Nach dem Treffen Ulbrichts und Chruschtschows in Moskau herrschte zunächst Unsicherheit in Pullach. Im Wochenbericht 32 vom 9. August hieß es: „Vorliegende Meldungen zeigen, dass das Pankower Regime sich darum bemüht, die Einwilligung Moskaus für die Inkraftsetzung durchgreifend wirksamer Sperrmaßnahmen – wozu insbesondere eine Abriegelung der Berliner Sektorengrenze und die Unterbrechung des S- und U-Bahn-Verkehrs in Berlin gehören würde – zu erhalten ... Es bleibt abzuwarten, ob und wie weit Ulbricht ... in Moskau ... mit entspre-

chenden Forderungen durchzudringen vermochte.“

12. August 1961

Den wohl größten Coup konnte der BND am Samstag, 12. August, vermelden. Aus Ost-Berlin ging folgende Information ein: *Am 11.8.1961 hat eine Konferenz der Parteisekretäre der parteigebundenen Verlage und anderer Parteifunktionäre beim ZK der SED stattgefunden. Hier wurde u. a. erklärt:*

1. Jetzt könne nur der harte Weg beschritten werden. Man rechne mit den „üblichen Protesten“ von Seiten des Westens und eventuellen wirtschaftlichen Sanktionen, gegen die man aber die notwendigen Gegenmaßnahmen ergriffen habe. Man rechne außerdem stark mit dem passiven Widerstand der Bevölkerung in der SBZ und vor allem in Ost-Berlin. Dagegen würden Verordnungen erlassen werden, diesen Widerstand mit allen Mitteln zu brechen.

2. Die Lage des ständig steigenden Flüchtlingsstroms mache es erforderlich, die Abriegelung des Ostsektors von Berlin und der SBZ in den nächsten Tagen – ein genauer Tag wurde nicht angegeben – durchzuführen und nicht, wie eigentlich geplant, erst in 14 Tagen.

Berlins Regierender Bürgermeister Willy Brandt sprach am Samstagnachmittag auf einer Wahlkampfveranstaltung in Nürnberg. Seine prophetischen Sätze klangen, als habe er zuvor mit Pullach telefoniert. Die Menschen würden aus der DDR flüchten, rief er mit seiner heiseren Stimme, „weil sie Angst haben, dass die Maschen des Eisernen Vorhangs zementiert werden. Weil sie fürchten, in einem gigantischen Gefängnis eingeschlossen zu werden“.

12. August 1961, ab 20 Uhr

Mauer-Organisator Honecker saß am Samstagabend an seinem Schreibtisch im



Bürgermeister Brandt (M.)*
„Schrecklich“



Mauer am Potsdamer Platz (1970): „Ich musste das auf mich nehmen, für den Sozialismus“

zweiten Stock des Berliner Polizeipräsidiums nahe dem Alexanderplatz.

Durch das riesige Gebäude wuselten Funktionäre und Uniformträger, als ginge es um die Organisation der Weltjugendfestspiele. Schon seit 20 Uhr wurden die Offiziere der Volkspolizei, abgestuft nach Rang, im Stundenrhythmus eingewiesen; aus den Nebenräumen telefonierte Hans Modrow, der heutige Ehrenvorsitzende der PDS, und andere SED-Funktionäre die Betriebskampfgruppen zusammen. Verteidigungsminister Heinz Hoffmann bereitete im Hauptquartier der NVA in Strausberg die Kommandeure vor. Gegen Mitternacht rief Honecker an: „Die Aufgabe kennst du! Marschier!“ Die X-Zeit war der 13. August 1961, ein Uhr morgens.

13. August, ab 1 Uhr

Die Operation begann pünktlich. An der Grenze gingen die Lichter aus. Militärlaster karrten Truppen und Stacheldraht herbei. Polizisten sprangen mit ihren Maschinenpistolen von den Ladeflächen. Am Brandenburger Tor tauchten Suchscheinwerfer das Gelände in kaltes, bläuliches Licht; mit Pressluftschlämmern rissen schweißüberströmte Soldaten das Pflaster auf.

Der 19-jährige Unteroffizier Conrad Schumann wurde in seiner NVA-Kaserne in Zepernick von einem Kameraden geweckt: „Los Mann, wir müssen an die Grenze!“ Ein Offizier teilte den jungen Männern am Brandenburger Tor mit, sie müssten die Grenze unter Kontrolle bringen, um sie „gegen die Feinde des Sozialismus“ zu schützen. Schumann später: „Wir standen rum und guckten zuerst ziemlich dämlich. Keiner hatte uns gesagt, wie man so was macht: eine Grenze unter Kontrolle bringen.“ Schumann floh zwei

Tage später mit einem Sprung über den Stacheldraht in den Westen.

Alle zwei Meter zog ein Posten auf; Betriebskampfgruppen postierten Spanische Reiter auf den Straßen, legten Beton-schwellen und montierten Straßensperren. 30 Minuten hatte Honecker dafür vorgesehen, 68 der insgesamt 81 Übergänge nach West-Berlin zu schließen; in weiteren drei Stunden sollten Polizisten und Militärs die Übergänge ordentlich – „pioniertechnisch“ – verrammeln.

Es war eine gigantische Operation: 193 Haupt- und Nebenstraßen mussten abgeriegelt werden, 12 U- und S-Bahn-Linien und 48 S-Bahnhöfe wurden gesperrt. Vopos hatten den Befehl, „die Einstiegschächte des Kanalisationssystems ständig durch Streifen zu sichern“.

Um 3.25 Uhr unterbrach der Sender Rias Berlin sein Programm, in dem gerade „Machen wir's den Schwalben nach“ lief. Ein Sprecher verkündete: „Starke Kräfte der Volkspolizei haben heute Nacht die Grenze zwischen Ost- und West-Berlin gesperrt.“

Auf dem Bahnhof Friedrichstraße herrschte um kurz nach 5 Uhr Chaos. Die Reisezüge aus dem Westen hielten nur noch auf dem Bahnsteig A, der für Ostdeutsche nicht mehr zugänglich war. „Auf den Bahnsteigen stehen Hunderte von Menschen, die nach W(est-)B(erlin) wollen“, notierte die Volkspolizei. Schreiend, manchmal in Tränen, erzählte der Journalist Peter Wyden, hätten die Menschen versucht, „den Bahnsteig der S-Bahn zu stürmen, ohne zu wissen, dass der Verkehr in den Westen unterbrochen war“.

Die Volkspolizei hat in jener Nacht und den darauf folgenden Tagen im Abstand von beinahe fünf Minuten Berichte aus verschiedenen Stadtteilen Berlins notiert, die derzeit teilweise auch im Internet zu lesen sind (www.chronik-der-mauer.de). Hin-

* Mit Senatskanzleichef Heinrich Albertz (r.) am 13. August 1961 am Brandenburger Tor.

Sterben bis zum Schluss

Die letzten Toten an der Grenze zwischen Ost und West

Der Flüchtling hatte aufgegeben und stand mit dem Rücken zum Grenzzaun, als ihn die Kugel aus der Kalaschnikow ins Herz traf. Der Ost-Berliner Chris Gueffroy, gerade 20 Jahre alt, wurde am 6. Februar 1989 an der Berliner Mauer erschossen, als er versuchte, von Berlin-Ost nach Berlin-West zu fliehen.

Der gelernte Kellner ging als letzter Mauertoter in die deutsch-deutsche Geschichte ein. Doch dass mit Chris Gueffroys tragischem Tod das Sterben an der Mauer ein Ende hatte, ist eine Legende.

An Winfried Freudenberg, der dem „Grenzregime“ der SED-Diktatur noch einen Monat nach Chris Gueffroy zum Opfer fiel, erinnerte bis vor kurzem nur ein schlichtes Holzkreuz an einer Fußgängerbrücke im gutbürgerlichen Berliner Stadtteil Zehlendorf, rund zwei Kilometer Luftlinie von der ehemaligen „Sektorengrenze“ entfernt.

Früh am Morgen des 8. März 1989 gegen halb acht hatte ein Anwohner der Zehlendorfer Limastraße draußen ein „plumpsendes Geräusch“ wahrgenommen, dem er keine Bedeutung beimaß. Erst acht Stunden später wurde im Garten der zerschmetterte Körper Freudenbergs gefunden.

Der 32-jährige Diplom-Ingenieur aus Lüttgenrode am Harz wurde nicht kaltblütig exekutiert wie Chris Gueffroy oder unter den Augen der Weltöffentlichkeit verblutend im Todesstreifen liegen gelassen wie – wohl der schockierendste Mauerlord – der 18-jährige Peter Fechter am 17. August 1962. Freudenberg hatte das brutale Bauwerk in einem selbst gefertigten Gasballon schon heil überwunden und schwebte über sicherem West-Berliner Gebiet, als er in Zehlendorf wie Ikarus vom Himmel stürzte – fast auf den Tag genau acht Monate bevor die Mauer fiel.

Bis heute sind die genauen Umstände seines Todesflugs nicht geklärt. Kurz nach Mitternacht am 8. März 1989 hatte sich das Ehepaar Freudenberg aus seiner Hinterhof-Wohnung im Stadtteil Prenzlauer Berg auf den Weg in das im Norden Ber-



Bergung des Freudenberg-Gasballons
Plumpsendes Geräusch

lins gelegene Blankenburg gemacht. Mit dabei: ein auffälliges, 38 Kilogramm schweres Paket – der Ballon, gefertigt aus Gartenfolie, wie sie zur Abdeckung von Beeten verwendet wird: sieben Bahnen zu je 13 mal 2,50 Meter, in monatelanger Nacharbeit Zentimeter für Zentimeter zusammengeklebt und tagsüber notdürftig unter dem Bett versteckt.

Anfang 1988 hatte Winfried Freudenberg zum ersten Mal seine verwegene Fluchtidee erwähnt. Einige spektakuläre Ballonfluchten waren geglückt; die Geschichte der Familien Wetzel und Strzelczyk, die es 1979 in einem Heißluftballon in den Westen geschafft hatten, wurde sogar in Hollywood verfilmt.

Freudenberg war Risiken noch nie aus dem Weg gegangen; zweimal hatte der rasante Fahrer bei Motorrad- und Autounfällen nur knapp überlebt. Seiner Frau Sabine dagegen hatte der Gedanke an eine Flucht, zumal durch die Luft, von Anfang an Alpträume bereitet.

Doch weil sie die Trennung fürchtet, macht sie schließlich mit. In Blankenburg

steuert das Paar eine Schrebergartenkolonie an. Dort betreibt das Energiekombinat Berlin eine Gasversorgungsstation, an der die Freudenbergs ihren Ballon füllen. Unter dem Ballon ist mit rosa Gardinenstrippen und einem Kunststoffgürtel ein 40 Zentimeter langes Rundholz als Sitzstange befestigt.

Ein Kellner, der auf dem Heimweg ist, glaubt an eine Sinnestäuschung, als er den am Boden schwankenden Ballon sieht. Er ruft die Polizei – die beiden sind entdeckt. „Los, steig auf!“, habe sie Winfried zugerufen, schilderte Sabine Freudenberg Jahre später die dramatische Situation der Berliner „B.Z.“. „Das Gas reicht nicht für uns beide!“, „Nein, komm mit“, habe er zurückgebrüllt. Und sie: „Nein, wir bleiben beide hier, wir stehen das gemeinsam durch, Hauptsache, wir leben!“ Es knallt; sie glaubt an Schüsse – beim Abheben hat der Ballon eine Stromleitung touchiert.

Dann steigt Winfried Freudenberg, an seine Konstruktion geklammert, allein in den Nachthimmel. Sabine Freudenberg wird verhaftet; sie bekommt drei Jahre auf Bewährung.

Beim Flughafen Tegel, über den der mäßige Nordostwind den fragilen Ballon treibt, wird später Freudenbergs Geburtsurkunde gefunden. Gegen 7.30 Uhr wird der Flüchtende weiter südlich zum letzten Mal lebend gesehen. Spaziergänger erspähen den Ballon am Teufelsberg in etwa 500 Meter Höhe. Nur 20 Minuten später weht seine leere Hülle in der Krone einer Eiche auf dem Mittelstreifen der Potsdamer Chaussee/Ecke Spanische Allee.

Als Todesursache gibt der West-Berliner Staatschutz einen Sturz aus großer Höhe mit zahlreichen Knochenbrüchen und inneren Verletzungen an. Doch war es ein Unfall? Oder fürchtete Freudenberg, über West-Berlin hinaus in die DDR zurückgetrieben zu werden – und sprang aus Verzweiflung aus mindestens 50 Meter Höhe ab?

Winfried Freudenberg war der Letzte, der sein Leben bei der Überwindung der Berliner Mauer ließ. Doch fast bis zum



Maueropfer Gueffroy,

letzten Tag des Eisernen Vorhangs kamen DDR-Bürger an den Grenzen des Ostblocks um, als sie sich in die Freiheit absetzen wollten:

- ▶ Bei dem Versuch, mit seinem Lada den Schlagbaum an der tschechoslowakisch-österreichischen Grenze bei Petržalka zu durchbrechen, starb am 21. April 1989 der 21-jährige Ost-Berliner Ralph-Peter Sauten.
- ▶ Am 15. Mai 1989 wurde ein achtjähriger Junge aus Ost-Berlin getötet, als seine Mutter mit Freunden im Auto die Grenzsperrn nach Bayern bei der tschechoslowakischen Ortschaft Strážný durchbrach.
- ▶ Der 19-jährige Michael Weber aus Mölkau bei Leipzig wurde am 7. Juli 1989 auf der Flucht erschossen, als er in der Nähe der bulgarischen Ortschaft Nowo-Chodshowo die Grenze nach Griechenland überwinden wollte.
- ▶ Am 23. September 1989 erkrankte ebenfalls 19-jährige Mario Poetsch bei dem Versuch, von der ČSSR in die Bundesrepublik zu gelangen. Die allerletzten Toten, die sich Honeckers Diktatur zurechnen lassen muss, starben jedoch – Ironie der Geschichte – bei der Flucht in Richtung Osten: Als in Polen Anfang Juni 1989 die Kommunisten die Macht an die Gewerkschaft Solidarność verloren, strebten immer mehr DDR-Bürger illegal in das östliche Nachbarland. Nicht wenige versuchten, die Oder zu durchschwimmen.



Grabstätte: Kugel ins Herz

Allein im Oktober 1989 erkrankten dabei vier junge Ostdeutsche – als Letzter Frank M., der am 27. Oktober in Bad Freienwalde aufgebrochen war. Seine Leiche wurde Anfang November aus dem Fluss gezogen.

HANS MICHAEL KLOTH



JULSTEIN BILDERDIENST

Mauer in Berlin-Neukölln (1961): Bierflaschen gegen Grenzer

ter den Meldungen verbirgt sich das Drama der Millionenmetropole:

- ▶ 9.20 Uhr: „In der Kremmener Straße versuchen Bürger, die Haustüren einzuschlagen, um in die Bernauer Straße zu gelangen.“
- ▶ 10.45 Uhr: „Information Mitte: Am Übergang Köpenicker Str. haben sich auf beiden Seiten ca. je 100 Personen angesammelt, die unsere Posten provozieren. Sie versuchen die Sperre zu durchbrechen.“
- ▶ 11.20 Uhr: „Information Treptow: Am Flutgraben, Nähe Lohmühlenstr., hat sich ein junges Mädchen gegen 10.00 Uhr bis auf die Unterwäsche entkleidet, ist in den Flutgraben gesprungen und nach WB geschwommen. Sie wurde von der dortigen Menschenmenge ‚empfangen‘.“
- ▶ 11.30 Uhr: „Kontrollpunkt Sonnenallee: Ca. 1500 Personen, die erkennen lassen, dass sie nach West-Berlin wollen ... Zwei Hundertschaften der Kampfgruppen eingesetzt.“
- ▶ 16.05 Uhr: „Ca. 300 Jugendliche haben die Drahtsperrn in der Wolliner Straße durchbrochen. 7. Bataillon der Kampfgruppen wurde ... in Marsch gesetzt.“
- ▶ 17.50 Uhr: „Information Treptow: Vom demokr. Berlin aus schwimmen Jugendliche im Landwehrkanal von einer Seite zur anderen und benutzen teilweise Luftmatratzen.“
- ▶ 18.10 Uhr: „Transportpolizei Berlin: Durch den Stellwerker auf dem Bahngelände Eberswalder Str. wurde bekannt, dass Bürger aus dem demokr. Berlin die Trennmauer zwischen Eberswalder Str. und Bahngelände überstiegen und damit illegal das demokr. Berlin verließen.“

Die meisten Ost-Berliner wurden von der Grenzschließung überrascht, wie die Vopos stolz vermerkten. Zwar registrierten die Polizisten in fast allen Stadtbezirken große Unzufriedenheit, doch ein Aufstand, wie ihn die SED befürchtet hatte, blieb aus.

Wer aufbegehrte, wurde in Schnellverfahren abgeurteilt.

In West-Berlin hatten sich schon in den ersten Stunden Nachtschwärmer an der Sektorengrenze versammelt und die „bewaffneten Organe“ (SED-Jargon) beschimpft. Am Brandenburger Tor riefen sie „Pfui“ und sangen „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“; am Bethaniendamm prasselten Bierflaschen auf die DDR-Uniformierten nieder, in der Friedrich-Ebert-Straße griffen einige Dutzend Passanten die Genossen an und versuchten, die Sperren zu zerstören. Honecker schickte eine Hundertschaft Kampfgruppen.

Am Brandenburger Tor versammelten sich in der Mittagszeit Hunderte Berliner und versuchten, „die Grenzbefestigungen zu zerstören“, wie es das „Journal der Handlung“ der Volkspolizei vermerkt. Die Vopos ließen fünf Wasserwerfer und vier Schützenpanzer auffahren. Später meldete der Kontrollposten 34, dass West-Berliner Polizisten „ca. 3000 Jugendliche ... unter Einsatz von Polizeiknüppeln auseinandertrieben“. Die Jugendlichen riefen: „Ihr schlagt gegen die falsche Seite.“

Ein Mitarbeiter weckte Willy Brandt in der Nacht der Grenzabriegelung im Schlafwagen auf dem Weg von Nürnberg nach Kiel. Brandt möge sofort nach Berlin kommen. Stunden später stand er am Brandenburger Tor.

Müde schaute er durch die dunkle Sonnenbrille auf die Kampfgruppen mit den Maschinenpistolen. „Schrecklich“, murmelte Brandt. Ein West-Berliner Passant zog den Regierenden am Arm: „Wann kommen die Amerikaner und machen diesem Spuk ein Ende?“

Am späten Vormittag fuhr Brandt in die Alliierte Kommandantur in die Kaiserswerther Straße. Er erzählte später, er habe die drei Stadtkommandanten General Albert Watson (USA), General Rohan Delacombe (Großbritannien) und General Jean Lacombe (Frankreich) angeherrscht: „Sie



Maueröffnung am 11. November 1989: Das Jahrhundertbauwerk einfach überrannt

haben sich heute Nacht von Ulbricht in den Hintern treten lassen.“

Der Bürgermeister wünschte zumindest symbolische Aktionen. Vergebens. Es vergingen 24 Stunden, bis die erbetenen Militärstreifen an der Grenze erschienen, 48 Stunden bis zum alliierten Protest im sowjetischen Hauptquartier in Karlshorst, 72 Stunden bis zur Demarche der westlichen Botschafter in Moskau.

Ein Mauerbau, behauptete später der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Strauß, sei „als nicht sehr wahrscheinlich angesehen“ worden. In einer ARD-Dokumentation, die am Montag der nächsten Woche ausgestrahlt wird, attestiert der damalige französische Verteidigungsminister Pierre Messmer, in Frankreich habe niemand die Vorhersagen der Dienste geglaubt.

Dabei lag die Abgrenzung Ost-Berlins so nahe, dass vier Tage vor dem Abriegeln der Grenze der SPIEGEL schrieb, der SED biete sich „nur noch die Radikallösung an, die Sektorengrenze innerhalb Berlins für alle DDR-Bürger zu sperren“. Die Pläne lägen seit Wochen bereit.

Verschreckt von Chruschtschows Auftreten in Wien sorgte sich die Nato um Ernstfälle wie eine Berlin-Blockade und sowjetische Attacken auf die drei Luftkorridore zwischen dem Westteil der Stadt und der Bundesrepublik, nicht aber um eine Abriegelung Ost-Berlins. Die Amerikaner fragten bei Strauß an, gegen welchen sowjetischen Truppenübungsplatz in der DDR sie eine Atomwaffe einsetzen soll-

ten, falls sich der Westen den Weg nach Berlin freikämpfen müsse. Strauß empfahl ein Militärgelände, auf dem er 1942 Dienst getan hatte.

Hat der Westen also versehentlich für die „falsche Krise“ geplant, wie Brandt milde urteilte?

Kennedy hatte für die Lage Chruschtschows großes Verständnis. Dieser verliere Ostdeutschland, erklärte Kennedy einem Berater knapp zwei Wochen vor dem Mauerbau: „Das kann er nicht zulassen, denn wenn er Ostdeutschland verliert, wird er Polen und ganz Osteuropa verlieren. Er muss etwas tun, um den Flüchtlingsstrom zu stoppen – vielleicht eine Mauer bauen. Und wir werden das nicht verhindern können.“

Trotz der großen Überlegenheit der USA legte sich der Präsident Anfang August fest: „Ich kann das Bündnis zusammenhalten, um West-Berlin zu verteidigen, aber nicht, um den Zugang nach Ost-Berlin offen zu halten.“ Er warnte Chruschtschow öffentlich, dass jeder Angriff auf West-Berlin oder die Korridore einen Krieg auslösen würde; von Ost-Berlin war nie die Rede.

Es gab nicht einen einzigen westlichen Versuch, Chruschtschow und Ulbricht aufzuhalten: keine Embargo-Drohung, um sie zu schrecken, kein Angebot, um sie zu locken. Keine Sondierungen möglicher Alternativen. Und auch keine öffentliche Warnung an die Ostdeutschen, die auf gepackten Koffern saßen und vom Mauerbau überrascht wurden.

John F. Kennedy rechtfertigte das Nichtstun damit, dass die Mauer zwar „keine sehr schöne Lösung ist, aber immer noch unendlich viel besser als ein Krieg“. An den empörten Brandt schrieb er, die „brutale Schließung der Grenze“ lasse sich nur durch „Krieg verändern“. Frankreichs Präsident Charles de Gaulle war anderer Meinung: „Wären sie (Kennedy und der britische Premier Harold Macmillan –Red.) meinem Vorschlag gefolgt, den Stacheldraht sofort mit Panzern niederzuwalzen, hätte es eine Mauer nicht gegeben.“

Einen solchen Schritt hätte man allerdings vorbereiten müssen. Der amerikanische Stadtkommandant Watson verwarf die Idee am Morgen des Mauerbaus, weil er nur 27 Panzer unter seinem Kommando hatte. Watson: „Eine ganz einfache Rechnung ergab einen Panzer pro Meile.“

Dass die Amerikaner bereit waren, für ihre eigenen Rechte in Ost-Berlin ein Risiko einzugehen, zeigte sich gut zwei Monate nach dem Mauerbau. Vopos verlangten vom amerikanischen Diplomaten E. Allan Lightner am Übergang Friedrichstraße den Ausweis. Lightner lehnte dies als Verstoß gegen den Viermächte-Status ab. Kennedys Berlin-Beauftragter Lucius D. Clay ließ zehn M-48-Panzer mit scharfer Munition

Am Abend des 13. August herrschte in der SED-Führung Siegesstimmung wie nie zuvor



Verkauf von Mauerteilen in Tokio (1990): *Begehrte Souvenirs des Kalten Krieges*

bis auf wenige Millimeter an die Sektorengrenze am Checkpoint Charlie vorrücken. Chruschtschow gab Befehl, zehn sowjetische T-54-Panzer, ebenfalls mit scharfer Munition, direkt gegenüber halten zu lassen. 16 Stunden dauerte die Konfrontation. Über einen Mittelsmann einigten sich Chruschtschow und Kennedy schließlich, die Tanks abzuziehen. Einer der gefährlichsten Momente des Kalten Krieges war vorüber.

Die sowjetischen und ostdeutschen Offiziere hatten lange darüber gegrübelt, wie man verhindern könne, dass der Westen die Schließung der Grenze für einen Angriff halte. „Keiner unserer Panzer sollte aus Versehen zu weit fahren“, erinnert sich der ehemalige NVA-Oberstleutnant Skerra. Doch die Spannung legte sich rasch. Am Abend des 13. August berichtete eine Quelle dem BND: „Es herrschte in der SED-Führung eine Siegesstimmung wie nie zuvor.“

Nur eines kam anders, als Walter Ulbricht erwartet hatte. „Wir haben geglaubt, die Leute wären diszipliniert genug“, sagt Dolmetscher Eberlein, „und würden sich durch den Stacheldraht beeindruckt lassen.“

Doch gegen jede Ordnung und trotz Todesgefahr schwammen Ostdeutsche durch den Teltowkanal, sprangen aus Häusern an der Grenze, brachen mit dem Auto an der Grenze durch. In den ersten vier Wochen nach dem Mauerbau registrierten die ostdeutschen Behörden 216 „Grenzdurchbrüche“.

Vor allem West-Berliner Studenten halfen. Noch am Abend des 13. August tat sich eine Hand voll zusammen und gründete spontan die erste Fluchthilfe-Organisation: Das „Unternehmen Reisebüro“ – über das SPIEGEL TV am 13. August eine 30-minütige Dokumentation sendet – schmuggelte in den folgenden Wochen und Monaten zunächst 450 Kommilitonen mit Hilfe geliehener Pässe aus dem Ostsektor.

Ulbricht rief schließlich Botschafter Perwuchin zu sich. Der Stacheldraht, urteilte der SED-Chef, provoziere zu immer neuen Fluchtversuchen. Nur am Potsdamer Platz und an wenigen anderen Stellen hatte Ulbricht ab Mitte August Betonplatten aufstellen lassen; sie stammten von Großbaustellen aus der Umgebung. Nun wollte er die gesamte Grenze nach West-Berlin zumauern. „Wir werden an Stelle des Stacheldrahts eine Betonmauer bauen“, übersetzte Kwizinski, „und sie sogar verputzen.“ Dafür werde man die Bauprogramme etwas reduzieren müssen.

Am 20. September rief Honecker seinen bereits aufgelösten Einsatzstab ein letztes Mal zusammen. Das Innenministerium gab bekannt, dass man zunächst 18 bis 20 Kilometer Grenzmauer errichten werde.

Unter den Genossen brach eine heftige Diskussion los. Viele sprachen sich gegen eine Mauer aus. Ihr Argument: „Sie wirft bei Nacht Schatten und gibt günstige Möglichkeiten der Annäherung für den Gegner.“ Das Bollwerk wurde dennoch gebaut.

Ganz dicht schloss die Grenze in Berlin und zwischen den beiden deutschen

Staaten trotz Mauerbau und Stacheldraht, Selbstschussapparaten und Minen, Hundelaufanlagen und Schießbefehl nie. Die bundesdeutsche Statistik registrierte bis 1988 knapp 40 000 „Sperrbrecher“ – so nannte der Westen jene Ostdeutschen, die nach dem 13. August 1961 unter dem Einsatz ihres Lebens die Flucht in den Westen schafften. Über 200 000 nutzten etwa Kurzbesuche im Westen, um sich abzusetzen, oder wurden von der Bundesregierung freigekauft.

Als im September 1989 die ungarische Regierung den Eisernen Vorhang an der Grenze zu Österreich öffnete, ergriffen Zehntausende die Chance, die Mauer der SED zu umgehen.

Mauerbauer und Ulbricht-Nachfolger Honecker war zu diesem Zeitpunkt bereits ein alter und kranker Mann, Symbol eines gigantischen Reformstaus. Längst hatte der sowjetische Kreml-Chef Michail Gorbatschow den osteuropäischen Verbündeten erlaubt, einen eigenen Weg zum Sozialismus zu suchen. Die Mauer, verkündete der deutsche Greis trotzig, werde „noch in 50 oder 100 Jahren“ stehen.

Für die Menschen, die alles zurückließen, hatte Honecker nur Hohn und Spott übrig. „Man sollte ihnen keine Träne nachweinen“, ließ er im SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ am 2. Oktober 1989 verkünden. 38 Tage später befreiten sich die Ostdeutschen selbst; das Jahrhundertbauwerk des Walter Ulbricht wurde am 9. November einfach überrannt.

KLAUS WIEGREFE